

Figurenbehandlung des Kelches nicht mehr ganz so plastisch gesehen ist, wird man ihn einer kurz darauf folgenden Zeit zuweisen. Wollen wir mit Martroye (Bull. de la soc. nat. des antiqu. de France, 1910, S. 267) die Entstehung der Kathedra in die Mitte des 4. Jahrhunderts hinaufrücken oder doch mindestens ihre Vorbilder dort suchen, so gewöhnen wir einen weiteren Anhaltspunkt zur Datierung des Kelches. Vergleicht man Christus mit verwandten Darstellungen, wie auf der Lipsanothek (Wulff, Handbuch I, S. 185 Fig. 182), oder auf dem Deckel des Silberkastens in San Nazaro in Mailand (Zeitschr. für christliche Kunst, 1899, Taf. I), so bemerken wir bei diesen eine noch stärker antike Auffassung in Anlehnung an Kaiserdarstellungen, während eine Christusdarstellung, wie auf dem Pignattasarkophag in Ravenna (Wulff, Handbuch I, Fig. 173), andererseits schon eine Weiterentwicklung der antiochenischen darstellt. Zum Schluß verweise ich noch auf die Ähnlichkeit der Ornamentik mit der auf den Bruchstücken einer Weinlaubsäule des ottomanischen Museums (Wulff, a. a. O., Fig. 169).

Dieser wohl sicher in Syrien gearbeitete Schatz bringt uns wieder einen wichtigen Schritt in der Erkenntnis dieser Kunst weiter. Wir bekommen dadurch auch in der röm.-germanischen Forschung bessere Mittel in die Hand, die Meinung derer nachzuprüfen, die für unsere frühmittelalterliche deutsche Kunst ein Überwiegen des syrischen und orientalischen Elementes annehmen. Ist dieses in der altchristlichen Kunst nur für die frühesten Kölner Glasarbeiten ikonographisch erweisbar (Neuß, Zeitschr. f. christl. Kunst, 1915, S. 107 ff.), so lassen sich Arbeiten der merowingischen Epoche, wie der Kelch von Kremsmünster und Werden oder das Berliner Taschenreliquiar, nicht unmittelbar mit der orientalischen Kunst in Beziehung bringen. Die figürliche Darstellung erklärt sich besonders bei dem Tassilokelch und dem Berliner Taschenreliquiar als eine Umbildung italienisch-byzantinischer Vorbilder, während die Ornamentik dieser Werke noch an Arbeiten der Spätlatènekultur erinnert, wie z. B. die des Buchdeckels aus Lindau. Auch die karolingische Kunst weist auf deutschem Boden keine stärkere direkte orientalische Beeinflussung auf und greift meist ebenfalls auf italienische Vorbilder zurück (Clemen, Romanische Monumentalmalerei S. 676 ff.), was ebenso in der ottonischen Kunst zu bemerken ist (vgl. die Wandgemälde von der Reichenau mit der Kunst von Monte Cassino), während nun daneben ein Überfluten Deutschlands mit byzantinischer Kunst und Ikonographie einsetzt.

Berlin.

W. F. Volbach.

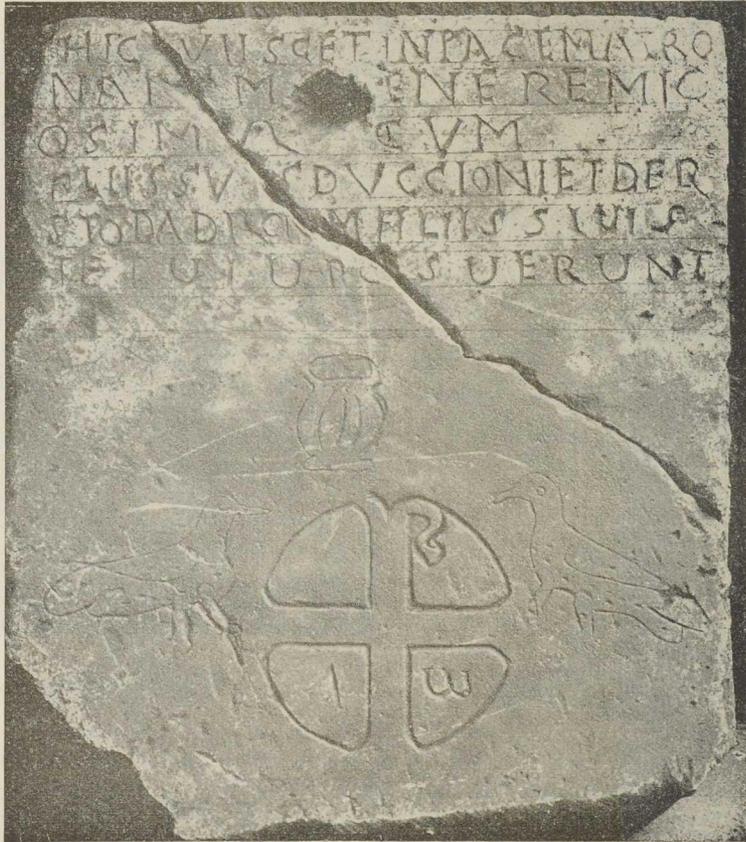


Abb. 3.

Frühchristliche Inschrift aus Goddelau im Ried.

Die Fundstelle, an der beim Baumsetzen in kaum 50 cm Tiefe der Stein als Einzelfund zutage kam, liegt 1 km westlich von Goddelau, 200 m

nördlich von der Straße nach Erfelden und etwas weniger östlich von der Galgengewann, der Stätte des vielfach urkundlich bezeugten Gerichts zum Holen Galgen (Archiv f. hess. Gesch., N. F. X, 340). Ein Zusammenhang des Grabsteins mit der Gerichtsstätte ist zunächst nicht nachzuweisen, da von dem Vorhandensein einer frühen Kirche oder eines Friedhofs an der Stelle nichts bekannt ist. An eine Verschleppung des Steins von anderer Stelle, etwa von Mainz oder eher von Worms zu denken, liegt vorerst kein äußerer Grund vor. Eine nähere Untersuchung der Fundstelle wird so bald als



möglich vorgenommen werden. — Das Material des Steins ist nach Bestimmung durch Prof. Dr. Steuer feinkörniger weißer Kalk aus Brüchen bei Verdun, die auch schon im 1. Jahrhundert den Stoff zu zahlreichen Mainzer Steinen geliefert haben. Die Buchstaben sind jetzt mit feinem, gelblichem Flugsand ausgefüllt, der so hart versintert ist, daß er ohne Schaden für die Inschrift nicht entfernt werden könnte. Ein alter Bruch trennt von links oben nach rechts unten den Stein in zwei Teile; die linke untere Ecke fehlt, aber ohne daß damit etwas verloren wäre. Höhe 0,65 cm, Breite 0,54 cm, Dicke 0,17 cm, also beträchtliche Maße für einen derartigen Stein. Auf der Rückseite findet sich 12 cm über dem unteren Rand eine regelmäßige rechteckige Vertiefung von 10 : 3 cm bei 10 cm Tiefe, ähnlich einem Wolfsloch. Die trichterförmige 2,5 cm tiefe Einarbeitung auf der Vorder-

seite muß vor der Inschrift dagewesen sein, da diese in Zeile 1 und 2 Rücksicht darauf nimmt. Sichere Spuren einer früheren Verwendung des Steins, die an sich nicht unwahrscheinlich wäre, finden sich nicht. — Der Text lautet (die genaue Form der Buchstaben zeigt die Abbildung):

1. *Hic [q]uiiscet in pace matro-
na n[o]mene Remic-
o simul cum
f(i)liis su[i]s Duccioni et Der-
sto. Dadilo . . m filiis s<i>uis
tetulu posuerunt.*

Zeile 1. *Quiiscet* für *quiescit*. — Zeile 2—3. Über die unregelmäßige Vertiefung siehe oben. Ich schlage vor zu lesen: *matrona nomene Remico simul cum . . .*, wobei ich freilich das von A. Riese vermutete *simul cum* statt des einfachen *cum* auf gleichzeitigen Steinen nicht belegen kann. Eine andre Möglichkeit wäre: *matrona No(a?)mene, Remicosi mul(ier)*. *Mulier* = *uxor* ist inschriftlich bezeugt Or. 2664, außerdem Dig. 32. 91. 1. Doch fiel *mul.* als einzige Abkürzung der Inschrift auf. Dann müßte in *Namene* oder *Nomene* der Name der Frau enthalten sein. — Zeile 4. Der Name des ersten Sohnes *Duccio* (hier ein Abl. auf *i* statt *e*) ist sicher; *der* am Schluß ziehe ich zu Zeile 5 *sto*; der zweite Sohn hätte also *Derstus* geheißten. *Dadilo* scheint sicher. Vom folgenden Wort, in dem man *cum* vermuten möchte, ist zunächst eine senkrechte unten etwas nach rechts gekrümmte Haste erhalten; dann folgt vor dem Sprung ein N, das mit jener zusammen Teil eines N gewesen sein, aber auch als V gelesen werden könnte. Rechts vom Sprung deutlich M. Vielleicht hat sich der Steinmetz verhauen und für das vergessene C nachträglich hinter das O die schwächer geratene Haste eingeflickt. Hinter dem Sprung, vielleicht schon am Anfang der Zeile, beginnt eine zweite Hand. Der zweite Schreiber ist ungeschickter als der erste, wie sich in der Gestalt der Buchstaben, besonders in der Form U für das vorher angewandte V zeigt. Ein Schreibfehler dürfte *siuis* statt *suis* sein.

Die annähernde Richtigkeit der Lesung vorausgesetzt, ist der Stein einer Frau namens Remico mit ihren beiden Söhnen Duccio und Derstus von Dadilo (ihrem Mann oder einem Verwandten?) mit zwei ungenannten Söhnen gesetzt.

Die Rechtschreibung bietet nichts, was nicht auch auf anderen frühchristlichen Inschriften vorkäme. Die Worte sind durchweg zwischen zwei seicht eingerissene Linien gestellt. A hat wie es scheint eine gerade Querhaste, die jedoch meist flüchtig eingehauen ist, so daß man hier und da an eine gebrochene denken kann. O ist immer rund, in den beiden letzten Zeilen kleiner als die andern Buchstaben. Bei E und F reicht der etwas aufgerichtete obere Querstrich gelegentlich über die Linie. Das L hat einen stark nach unten verlaufenden Schwanz, in Zeile 6 gleicht es dem I. Über U und V ist schon gesprochen. Die an den Buchstabenenden angebrachten Apices sind recht plump; Ligaturen und Satzzeichen fehlen.

Von den Symbolen hat das von zwei Tauben begleitete Chrismon nicht die älteste Form, sondern die, die (Le Blant S. IX u. XII) in Gallien von 400—540 vorkommt, ebenso wie das A und Ω, letzteres in der unzialen Form. Ungewöhnlich ist die Beifügung des Gefäßes, das ursprünglich einen Kelch darstellte, hier aber eher die Gestalt einer heidnischen mit einem Teller bedeckten Aschenurne zeigt. Das Gefäß steht gewöhnlich zwischen den Tauben, hier über dem Chrismon.

Für die Zeitbestimmung ist noch folgendes zu beachten: Die Eingangsformel ist nicht mehr die früheste (vgl. Körber, Mainz. Zeitschr. III 14 u. IV 22),

aber altertümlich ist noch die knappe Fassung des Textes und das Fehlen einer Akklamation, auffällig das Unterlassen der Altersangabe und der Namensnennung der Söhne des Dadilo. Auf mindestens das 6. Jahrhundert weist die Form der Buchstaben, bei denen noch keinerlei eckige vorkommen. Alles das erlaubte die Versetzung der Inschrift in die Zeit um 500 oder vielleicht noch etwas früher, wenn sie in Gallien gefunden wäre. Da jedoch in den Rheinlanden sich Änderungen des üblichen Formulars wohl erst einige Zeit später durchgesetzt haben werden, gebietet die Vorsicht, nicht über die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts zurückzugehen.

Die wichtigste, aber auch schwierigste Frage ist die nach den Personennamen der Inschrift. Nach dem Urteil hervorragender Germanisten muß es als durchaus unsicher bezeichnet werden, ob germanisches oder keltisches Sprachgut in ihnen steckt. Ich muß deshalb auf jeden eigenen Erklärungsversuch verzichten und mich darauf beschränken, den Fachgenossen, vor allem aber den Germanisten, das vorzulegen, was ich auf dem Stein zu sehen glaube. Bemerket sei aber doch, daß in der Zeit bald nach 500 als Bewohner der Fundegend nur Franken, höchstens Überbleibsel der Burgunden vorausgesetzt werden können; an keltische Bevölkerungsreste noch in dieser Zeit zu denken, dürfte kaum angehen. Andererseits wäre es auffallend, schon damals unter den Rheinfranken Christen zu treffen; deshalb bedarf die von Fr. Kauffmann aufgeworfene Frage, ob nicht doch aus diesem innern Grund mit einer Verschleppung des Steins gerechnet werden müsse, sorgfältiger Untersuchung an Ort und Stelle. Jedenfalls ist die Goddelauer Inschrift die einzige frühchristliche, die bis jetzt auf rechtsrheinischem Gebiet zwischen Wiesbaden und dem Rheinknie bei Basel zum Vorschein gekommen ist.

Die Bergung des Steins, der ins Landesmuseum nach Darmstadt gekommen ist, wird den Bemühungen von Pfarrer O. Fischer in Goddelau verdankt.

Darmstadt.

E. Anthes.

AUS MUSEEN UND VEREINEN.

**Bericht über die Tätigkeit
des Provinzialmuseums zu Trier.**
Vom 1. April 1916 bis zum 31. März 1917.
(Nach dem amtlichen Bericht).

I. Ausgrabungen und Funde:

Auch im dritten Kriegsjahr wurden die Grabungen begreiflicherweise auf das unbedingt Notwendige beschränkt. Einigen älteren Arbeitern war es zu verdanken, daß sie nicht ganz zu ruhen brauchten.

So wurde die Untersuchung der großen Terrasse am Marstempel, über die im Vorjahr berichtet wurde (Germania I S. 91 f.) zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. So wurde die ebenda (S. 92) erwähnte Grabung nach den Fundamenten der St. Maternuskapelle bei St. Matthias, soweit die neue Belegung des neuen Friedhofs es gestattete, zu Ende geführt, wobei unter dem südlichen kleinen römischen Grabhaus zwei ältere unverzierte Särge gefunden wurden, von denen einer ins Museum gebracht worden ist. Die

Hauptausgrabung galt den römischen und mittelalterlichen Fundamenten hinter St. Maximin (Germania I S. 92). Ein kleiner Saalbau (12 m lang, 7,50 breit) mit zwei kürzeren schmalen Nebenräumen und breiter Vorhalle erwies sich durch die Technik und besonders durch drei Heizöffnungen als römisch, wahrscheinlich Teil einer größeren Villa, die in fränkischer Zeit teilweise von Mönchen benutzt (Sarkophage verschiedener interessanter Typen), dann einmal gänzlich zerstört und in ottonischer Zeit durch eine Neuanlage ersetzt zu sein scheint, die dem mittelalterlichen, teilweise noch dem späteren Kloster zugrunde gelegen hat. An jenen römischen Bau schließen sich nach Süden Grabanlagen, deren Untersuchung bis in die zerstörte ehemalige Krypta von St. Maximin führte, wo die Grabung sich so schwierig gestaltete, daß bei gründlicher, bis auf den gewachsenen Boden vorgehender Arbeit, nur ein beschränkter Teil erledigt werden konnte. Sowohl an römischen als